

Kapitel 4: Ein Hitlerjunge aus dem Gemeindebau¹

Im Rahmen eines Forschungsprojekts über Jugendkulturen im Nationalsozialismus finde ich 1990 seinen Namen. Ich nehme Kontakt mit Herrn Treumann auf und ersuche ihn um ein ausführliches Gespräch. Am Ende bittet er mich, weitere Gespräche zu führen. Er wolle einen großen Bogen schließen und benötige dazu viel mehr Zeit.² Es werden sieben Sitzungen mit einer Dauer von jeweils zwei Stunden.³ Wie viele Erzähler*innen beginnt Herr Treumann gut vorbereitet über seine Herkunft zu erzählen. Ausführlich spricht er eingangs über seine Eltern, Geschwister und Nachbarn im 1924 eröffneten Wachauer Hof,⁴ dem ersten Gemeindebau in der Leopoldstadt. Sein Vater, ein Oberstleutnant der

1 Das Kapitel ist die Überarbeitung und Erweiterung von *Ein Hitlerjunge aus gutem Haus. Narrativer Aufbau und Dekonstruktion einer Lebensgeschichte*, erschienen in: Wolfram Fischer-Rosenthal, Peter Alheit, Hg., *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, Opladen 1995, 330–359. Der Band ist seit langem vergriffen. 2004 habe ich diesen Text erstmals leicht bearbeitet und unter demselben Titel aufgenommen in: Reinhard Sieder, *Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften*, Wien 2004, 127–165. Auch dieser Band ist inzwischen vergriffen. Für dieses Buch habe ich den Text einer gründlichen Überarbeitung unterzogen und den letzten Abschnitt neu geschrieben.

2 Peter Treumann ist ein Pseudonym. Alle anderen Personen im Text werden mit ihren Namen benannt, auch Angaben zu Berufen, Orten und Zeiten etc. sind unverändert.

3 Die Gespräche werden in der Wohnung von Herrn Treumann in Wien von Oktober 1990 bis Mai 1991 geführt. Der Erzähler schlägt in jeder Sitzung eingangs ein Hauptthema vor. Ich gehe darauf ein und gebe ihm damit mehr Autonomie, als es Fritz Schütze in seinem Modell des narrativen Interviews vorsieht. Das immanente Nachfragen übernehme ich unverändert. Vgl. Fritz Schütze, *Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung*. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, Hg., *Kommunikative Sozialforschung*, München 1976, 159–260.

4 Der Wachauer Hof befindet sich in der Leopoldstadt (Wien 2) und grenzt an die Wachaustraße (Zugang nur zu Stiege VI), die Jungstraße mit Zugang zum Haupttor und zum Innenhof, die Engerthstraße und die Vorgartenstraße mit Zugang zu Stiege IX. Der Wachauer Hof ist der erste Gemeindebau in der Leopoldstadt und wird 1924 eröffnet. In der Wohnanlage befinden sich nach der Fertigstellung Geschäftslokale, darunter eine Trafik und zwei Werkstätten, ein Kindergarten für die Kinder der Hausbewohner*innen, der nach der Generalsanierung des Hauses in den 1990er Jahren in eine Elternberatungsstelle umgewandelt wird, eine zentrale Badeanlage mit vier Wannen- und

k.u.k. Armee außer Dienst, bedauert das Ende der Habsburger Monarchie. Als er seinen Offiziersrock ausziehen muss, bricht eine Welt, seine Welt, zusammen. Einen rationalen Umgang mit Geld erlernt er nicht mehr. In der Nachkriegsinflation verlieren die Offizierspension und die Ersparnisse rasch an Wert. Frau Treumann streicht altes Öl auf trockenes Brot und bährt es im Backrohr auf. In den Wintermonaten fehlt es an Heizmaterial und die Söhne Peter und Paul gehen bei Kälte und Schnee nicht zur Volksschule. Sie haben keine winterfesten Schuhe.

»Das Jahr 1928/29, der schwere Winter, die Donau zugefroren, Eisstoß, da ist man mit Pferden über die Donau gefahren. In der Offiziersfamilie Treumann gab es nicht ein Stück zum Heizen. Wir lagen acht Tage im Bett. [...] Ich habe bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr keine kneibedeckte Hose gehabt, Sommer und Winter nicht. Ich ging Sommer und Winter in der kurzen Hose, Kniestrümpfe, die Sohlen waren mit Draht zusammengebunden. Das war der Sohn eines gut dekorierten kaiserlichen Offiziers. Und diese Diskrepanz: Es gab nichts, und da musste man am Tisch sitzen, kerzengerade. Ein potemkinsches Dorf! [...] Ich bin als Kind von meinem Vater absolut militärisch erzogen worden. Für mich waren also Offizier und Armee im Kindesalter ein fester Begriff. Vater sagte: Du bist der Sohn eines Offiziers, du musst Offizier werden. Völlig schizophren in der damaligen Zeit! Es gab nichts zu fressen, es gab nichts zum Anziehen, und mein Vater hat gesagt, also das erste, das du lernen musst, ist reiten, schießen und fechten.«

Einige Male nimmt der Vater seinen erstgeborenen Sohn in das Offizierskasino im Palais Ludwig Viktor am Schwarzenbergplatz mit. Hier treffen sich die an der Zeitenwende 1918/19 außer Dienst gestellten Offiziere. Sie benutzen ihre militärischen Titel und bewahren ihren Ehrenkodex, als gäbe es keine demokratisch-republikanische Gegenwart. Sie schaffen sich eine monarchisch-militärische Insel in der von ihnen verachteten demokratischen Republik.

»Und der kleine Peter war da perfekt: stand wie eine Eins, saß wie eine Eins, klappte die Hacken zusammen; Dienstgrade kannte ich vom Gefreiten bis zum Feldmarschall-Leutnant und zurück. Ich war für meinen Vater immer eine Art Zinnsoldat, [...] er sagte zu seinen Kriegskameraden: Schaut mal, was für ein herrlicher Soldat das ist!«

Peters Mutter arbeitet als Sekretärin in einer Anwaltskanzlei. Mit ihrem Gehalt versucht sie die materiellen Engpässe »mit einer unendlichen Geduld und Fleiß und Arbeit« auszugleichen: »Meine Mutter hat es versucht, aber sie war zu schwach.« Der Erzähler, den ich fortan »Herr Treumann« nenne und vom Kind bzw. vom adoleszenten »Peter T.« unterscheide,⁵ beklagt den fehlenden Zusammenhalt. Als Kind habe er darunter gelitten

vier Brausebäder, sowie zwei begrünte Innenhöfe mit einem Kinderspielplatz. Die Architektur von Hugo Mayer und einige Kunstwerke sind dem konservativen Heimatstil zuzurechnen. Helmut Weihsmann bemerkt dazu, dass das Wohnbauprogramm in keinem Widerspruch zur antiurbanen Architektur der Heimatschützer steht, ja mit ihr eine Symbiose eingeht. Helmut Weihsmann, *Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934*, Wien 2002, 191.

5 Hier wie in allen Kapiteln mit Zitaten aus autobiographischen Interviews unterscheide ich den Erzähler bzw. die Erzählerin von der Person, deren Lebensgeschichte oder auch Lebensphase sie erzählen. Der Erzähler ist mit dem erzählten Ich nicht identisch. Anders gesagt: Das Ich, über das

und Geborgenheit vermisst. Gleichsam als Beleg für seinen Vorsatz, es in seinem Leben anders machen zu wollen als der Vater, erzählt er über sein fürsorgliches Verhältnis zu seinem jüngeren Bruder Paul. Seine Interessen verteidigt er gegenüber dem strengen Vater. Körperliche oder mentale Schwäche hält der Vater nicht aus. Paul stirbt 1929 im siebenten Lebensjahr an Diphtherie. Eine 1919 geborene Schwester erkrankt schon im ersten Lebensjahr an Knochentuberkulose. Ihr kurzes Leben verbringt sie im Streckgips in einer TBC-Station und stirbt im neunten Lebensjahr.

4.1 Der Sohn eines habsburgischen Offiziers spielt auf der Gasse

Den Kindergarten auf Stiege VII,⁶ der vor allem für die Kinder des Wachauer Hofes vorgesehen ist, sieht Peter T. nie von innen. Die Eltern argwöhnen, hier erziehe man Kinder nach sozialistischen Ideen. Die schulfreien Nachmittage und Wochenenden verbringt Peter T. in der nächsten Umgebung des Hauses. Wenn Mädchen unter sich sind, spielen sie wie in allen Vorstädten und Vororten Wiens im Hof und unmittelbar vor dem Haus Puppen, Schnurspringen, Tempelhüpfen und ähnliches. Ältere Buben zieht es auf die Wachau-Straße und auf entferntere Straßen und Plätze. Buben aus dem Wachauer Hof bilden eine Clique, die »Bande vom Wachauer Hof«. Was eine Clique zur »Bande« macht, ist die Gegenseitigkeit der Verpflichtungen, Ortskenntnis und der Anspruch auf die Nutzung eines bestimmten Terrains. Ihre »Kampfkraft« beweist die Bande gegen andere Banden, auf der Straße, in der Lobau, am Donauufer⁷ und am Donaukanal (s. Kapitel 3).

»Unser Feind war die Hillerstraße, die war auf der anderen Seite des Gemeindebaus. Und die waren ganz schön massiv und haben auch zu ziemlich massiven Mitteln gegriffen. Aber in diesen Auseinandersetzungen habe ich gesehen, was eine Leitfigur ausmacht, einer, der sich nicht fürchtet. [...] Einmal hat mir einer mit einem Tomahawk die Wange aufgeschlitzt, oder Ziegelsteine flogen, dann hats einem einen Zahn ausgehauen und so. Ich meine, das war schon massiv, das war nicht akademisch. Mädchen waren nie dabei, *nie, nie*. Das hat es nicht gegeben, das hat es bei uns nicht gegeben, ein Mädchen war überhaupt kein Thema!«

Die emphatische Trennung von den Mädchen (»*Nie, nie!*«) kündigt ein subtiles Problem des Erzählers an. Seine Behauptung widerspricht zeitgenössischen Studien⁸ und mei-

erzählt wird, ist ein Anderer, vgl. Paul Ricoeur, *Das Selbst als ein Anderer*, 2. Auflage München 2005, 174ff.

6 Auf einem Lageplan ist auf Stiege VII eine Elternberatungsstelle eingetragen. Ab der Eröffnung des Baus im Jahr 1924 befindet sich an dieser Stelle jedoch ein Kindergarten. Erst im Lauf einer späteren Renovierung wird anstelle des Kindergartens eine Elternberatungsstelle eingerichtet.

7 Vgl. Max Winter, *Das Donauufer als Kinderspielplatz*. In: ders., *Das schwarze Wienerherz. Sozial-reportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert*, Wien 1982, 109ff.

8 Margarete Rada, *Das reifende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation im Fach Psychologie, Universität Wien (Kopie ohne Jahr), 1938; Hildegard Hetzer, *Das volkstümliche Kinderspiel. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie*, Heft 6 (1927), 19, Tab. 2; dies., *Dauerbeobachtungen über den Verlauf der negativen Phase am Jugendlichen*. In: *Zeitschrift für*

nen Untersuchungen (s. Kapitel 3). Zwar kämpfen Mädchen nicht in den Banden der Buben. Wohl aber sehen sie kämpfenden Buben zu, was für die Dynamik des Kampfes und die Ausbildung eines spezifischen Selbstverständnisses der Buben als kleine Helden nicht unbedeutend sein kann. Ob Mädchen gemeinsam mit Buben spielen, hängt von der Art des Spiels ab. Wenn Herr Treumann betont, dass Mädchen bei den Bandenkämpfen »nie, nie« dabei waren, ist es ihm offenbar darum zu tun, den »Krieg« der Banden als ureigenstes Handwerk von Buben als den künftigen Soldaten verstanden zu wissen.

Wie ich im dritten Kapitel zeige, werden von gemischten Kinder-Gruppen Spiele bevorzugt, die die Gasse oder die Straße, den Park oder den Platz, ein Flussufer oder die Gstetten (auch Gstätten, wienerisch für eine ungepflegte Wiese, s. Abb. 10) als Spielfläche nutzen. Hier werden reziproke antagonistische Handlungen und Einstellungen⁹ eingeübt. Banden führen »Krieg« um ein bestimmtes Terrain, eine Wiese oder einen Park. Der Anlass zum Kampf ist nicht schlicht gegeben, er wird *rituell provoziert*. Der Habitus des kämpfenden Jungen verfestigt sich im Lauf der Adoleszenz.¹⁰ Die Adoleszenz des Peter T. und seiner Generation dauert von ca. 1933/34 bis um 1945, fällt also in die Jahre der austrofaschistischen und der nationalsozialistischen Diktatur.

Von einer mit allen Bekannten geteilten Lebenswelt im Sinne von Alfred Schütz,¹¹ die sich eines gemeinsamen Orientierungswissens sicher wäre, kann in den 1920ern und später keine Rede sein. Das Orientierungswissen im Umfeld des Peter T. ist politisch agonial. Die Bewohner*innen des Wachauer Hofes sind »zu 90 Prozent Sozialisten«, einige verstehen sich als Kommunisten. Andere bekennen sich als Nationalsozialisten. Wieviel auch in der »Verbotszeit« heimlich mit der NSDAP sympathisieren, weiß niemand. Im Freundeskreis des Vaters von Peter T. ragt eine martialische Figur heraus: Emil Fey. Er bekennt sich offen als Gegner der parlamentarischen Demokratie und unterstützt zuerst als »Frontkämpfer« die Wiederherstellung der Habsburger Monarchie, dann die Errichtung einer austrofaschistischen Diktatur. Wie kann in diesen agonalen Verhältnissen ein unbefragtes, sicheres Orientierungswissen entstehen? Jeder Überzeugung steht eine andere Überzeugung, jeder Autorität steht eine andere gegenüber.

4.2 Peter T. fühlt sich allein und sucht die Gemeinschaft

Als Sohn deklassierter bürgerlicher Eltern kennt Peter T. auch in den 1920er Jahren Hunger. Die Mutter eines Kameraden streicht Schmalzbrote, »da war man schon sehr dank-

pädagogische Psychologie 28 (1927); dies., Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929.

- 9 Erik H. Erikson, Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität Frankfurt a.M. 1978.
- 10 Ich benutze das Konzept des Habitus von Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M. 1987, 97 ff. Strukturen, Habitusformen, Praktiken. Bourdieus Formulierung, der Habitus sei »geronnene Arbeit«, soll nicht dazu verleiten, ihn ausschließlich auf erwerbstätige Personen zu beziehen. Nicht nur Erwerbsarbeit ist Arbeit.
- 11 Alfred Schütz, Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003.

bar«.¹² Peters Eltern sind sozialkulturell nicht in die Nachbarschaft integriert. Als elitären Absteigern sind ihnen das Organisieren von Fehlendem und Nachbarschaftshilfe nicht vertraut. Da der Wachauer Hof in einer Baulücke zwischen zwei Zinshäusern errichtet ist und mit den anschließenden Zinshäusern einen Innenhof bildet, kennt Peter T. auch einige Mütter seiner Kameraden. Den Zusammenhalt der Frauen und ihre Sorge für alle Kinder in der Nachbarschaft (s. Kapitel 6.8) empfindet er als wohltuenden Gegensatz zum Standesdünkel seiner Eltern. Frau Treumann würde es nicht einfallen, eine Nachbarin um Hilfe zu bitten, wenn wieder einmal etwas im Haushalt fehlt. Nicht nur, aber vielleicht auch aus diesem Grund bleibt Peter T. gegenüber seiner Mutter distanziert. An ein Verlangen nach körperlicher Nähe zu ihr vermag er sich nicht zu erinnern. Er habe es nie vertragen können, wenn seine Mutter ihn küsste.

»Das war mir in der Seele unangenehm. Ich habe meine Mutter immer respektiert, aber ich habe in Wahrheit wahrscheinlich meine Mutter nie geliebt. Es war immer irgendwie ein Extremverhältnis, es war nie ein normales Verhältnis. [...] Ich war bis heute (sic!) meinem Vater eigentlich immer näher als meiner Mutter.«

Hier verbergen sich Geheimnisse einer jungen Seele, die so leicht nicht zu ergründen sind. Im Lauf unserer Gespräche erzählt Herr Treumann eine einzige elaborierte Geschichte¹³ über seine Mutter. Als sie nach dem frühen Tod ihrer Kinder Monika (1928) und Paul (1929) zu einem vierten Kind schwanger ist und eines Abends die Wehen einsetzen, begleitet sie Peter zur Entbindung in das Allgemeine Krankenhaus. Er vertritt den Vater, der wie so oft bei wichtigen Familienangelegenheiten nicht zu Hause ist.

»Wir sind mit der Straßenbahn gefahren, sie war hochschwanger. Und *da nahm ich sie an der Hand* und ging mit ihr da zur Aufnahme, wo da halt eben schwangere Frauen hingehen. Und da haben wir uns verabschiedet, und dann ging meine Mutter da hinein, und ich stand dann allein da vor dem Allgemeinen Krankenhaus. Und dieses Alleinsein hat mich unheimlich *bedrückt*. Das war/das war eine Größenordnung, mit der ich nicht fertig wurde. Die hat mich unheimlich belastet, lange, *obwohl ich nie darüber gesprochen habe*. Das war so die Situation. Eigentlich hätte mein Vater mitgehen müssen, ich weiß nicht, was mit dem damals war, keine Ahnung, er ging also nicht. Ich gehe.

-
- 12 Das Schmalzbrot kehrt in vielen mündlichen Erzählungen über Kindheit und Jugend wieder; es ist auch eine typische Jause der Schulkinder. Die Lehrerin Margarete Rada berichtet aus ihren Beobachtungen in einem Wiener »Industriebezirk«, vermutlich dem 2. Bezirk: »Vormittag gibt es meist Schmalzbrot oder trockene Semmel. Immer und immer wieder muss man dagegen kämpfen, dass dieses Gabelfrühstück schon um 8 oder 9 Uhr verzehrt werde. Dann haben die Kinder nichts bis gegen 2 Uhr und ich wundere mich oft, dass die Kinder in der fünften Stunde überhaupt noch geistig aufnahmefähig sind.« Margarete Rada, Das reifende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt, Dissertation im Fach Psychologie, Universität Wien 1938, 42. Veröffentlicht als: dies., Das reifende Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien/Leipzig 1931.
- 13 ›Elaboriert‹ nennt ich eine Geschichte (im Sinn des engl. *story*), die vom Erzähler angekündigt wird, über Ort und Zeit und andere Umstände der folgenden ›Handlung‹ orientiert, eine Verwicklung oder Komplizierung darstellt, den Höhepunkt des Geschehens durch Wechsel ins Präsens und/oder durch das Imitieren von Rede und Gegenrede markiert, und noch die Auflösung der Verwicklung erzählt sowie in der Coda die Bedeutung der ›story‹ evaluiert. Die Abfolge dieser Elemente kann variieren und nicht immer sind alle Elemente gleich stark ausgeprägt.

Und da stehst du als Bub so ganz allein, es ist Abend, *so dunkel, die Frau geht da rein, meine Mutter, und weg ist die*. Und da stehst du allein da draußen.«

Da draußen sind die Kinderbanden, bald die orthodox-jüdischen Jugendlichen und die »Schlurfs«, die Hitlerjugend, später die SA, die Offiziere der Wehrmacht, der Krieg, nach 1945 die ersten Berufsjahre als Journalist. Das Gefühl des Verlassenseins könnte sich wiederholen. Der Knabe weiß es noch nicht, aber Ereignisse wie dieses werden sein weiteres Leben prägen.

»Diese vielen vielen kleinen Narben, die man da so bekommen hat, das gabs wahrscheinlich bei manchen anderen auch, diese vielen kleinen Narben, [...] *die haben dann später schon etwas ausgemacht*. Man ist quasi hart geworden, obwohl man vielleicht gar nicht hart war. Es hat sich auch später im Krieg herausgestellt.«

Was der Erzähler hier immerhin andeuten kann, bezeichnet der Soziologe Fritz Schütze als eine *Verlaufskurve*.¹⁴ Sie wird durch Ereignisse im Lebenslauf bestimmt, über die der Akteur zu keiner Zeit volle Kontrolle hat, und deren nachhaltige Bedeutung er zunächst oft gar nicht erkennt. Mit seiner Interpretation des Verlassenwerdens als prägendes Erlebnis begreift Herr Treumann im Rückblick, was die sozialpsychologische Theorie explizit formuliert: Menschen gehen an der Spitze ihrer Geschichten, die sie mehr oder weniger stärken oder schwächen. Die erlebten Geschichten schieben sie in eine Richtung. Die Zukunft ist nicht vollständig offen, sondern im vorliegenden Fall vor allem vom Vater ein Stück weit geplant. Die Auseinandersetzung mit dem Vater bleibt ein Leben lang von hoher Bedeutung. In dieser Auseinandersetzung entwickelt Peter T. schon um das neunte und zehnte Lebensjahr das Selbstideal eines heroischen und elitären Mannes. Er will disziplinierter werden als sein Vater, mehr Verantwortung für Andere übernehmen, sich mit seiner geistigen Kraft und körperlichen Flinkheit auch gegen stärkere Feinde wehren, Leid ertragen. Dass es nicht bei Vorsätzen bleibt, zeige ich nun an einigen Episoden. Ich betone, dass ihre Auswahl allein der Erzähler trifft.

4.3 Eintritt in die Hitlerjugend

Als er zehn Jahre alt ist, also 1931, werben Schulkollegen Peter T. zur Hitlerjugend, zunächst zu den Jüngsten, den Pimpfen. Peters Vater ist strikt dagegen. Peter geht ohne Wissen des Vaters zu den Treffen der Pimpfe. Dass das Alltags- und Familienleben politisch geprägt ist, zeigt sich, als der beste Freund des Vaters, Emil Fey, in eine aktuelle Entscheidung der Familie Treumann einbezogen wird. Er soll Peters Firmate werden, wohl auch um ihn politisch zu erziehen.

Emil Fey, Major a.D., Bataillonskommandant am Isonzo, gründet im Frühjahr 1920 zusammen mit Oberst a.D. Hermann Hiltl und anderen die Frontkämpfervereinigung.

¹⁴ Vgl. Fritz Schütze, Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki, Hg., Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Neuauflage Wiesbaden 2006, 205–237.

Anfang 1925 soll sie in Wien etwa 12.000 aktive Mitglieder haben. 1927 gründet Fey die Wiener Heimwehr; 1931 wird er Landesführer der in *Wiener Heimatschutz* umbenannten Wiener Heimwehr. Im Oktober 1932 wird er von Bundeskanzler Dollfuß mit dem Amt des Staatssekretärs für das Sicherheitswesen betraut. In dieser Funktion verbietet er am 19. Juni 1933 alle Versammlungen und Aufmärsche der Sozialdemokraten, Kommunisten und Nationalsozialisten. Ab Jänner 1934 ist er Minister für Verteidigung und öffentliche Sicherheit im Kabinett Dollfuß. Nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich und einer ersten Vernehmung durch die Staatspolizei begeht Fey im März 1938 in seiner Wohnung erweiterten Selbstmord. Er erschießt zuerst seine Ehefrau und schießt dann auch auf seinen Sohn Herbert, einen zwanzig Jahre alten Kadetten der Wiener Neustädter Militärakademie, der sich zuvor schon selber einen tödlichen Kopfschuss durch die Mundhöhle zugefügt hat. Dann tötet sich Fey.¹⁵

Die Freundschaft zwischen Emil Fey und Peters Vater entsteht in den Jahren des Ersten Weltkriegs, als Fey als Major an den Isonzo-Schlachten beteiligt ist und dort Oberstleutnant Treumann kennenlernt.

»Und diese zwei Offiziere waren ein Herz und eine Seele. [...] Und dann, als der Fey (1927) Heimwehrführer wurde, ging auch mein Vater zur Heimwehr. [...] Ich mochte ihn (Fey) persönlich, als persönliche Erscheinung. Auch aufgrund der ganzen Geschichten, die ich damals hörte, wusste ich, dass er ein hervorragender Offizier war. Aber politisch mochte ich ihn nicht, weil ich diese Heimwehrler nicht mochte. Da war also wieder die Hitlerjugend und diese ganze Diskrepanz.«

Aus einer zunächst intuitiven, bald auch als politisch verstandenen Feindschaft zu den Heimwehren und zur katholischen Kirche lehnt Peter T. Emil Fey als Firmaten ab. Wie er sich ausgerechnet in diesem heiklen Punkt gegen den Vater durchsetzen kann, bleibt unbesprochen. Zu den für ihn wichtigen und einflussreichen Personen im Umfeld des Wachauer Hofs zählen »der Jude Serva von vis-à-vis« und der »alte sozialistische Armenrat Habitzl«, der im Wachauer Hof wohnt. Mit letzterem wird Peter T. nach den Ereignissen des Februar 1934 zwei Schauplätze der Februar-Kämpfe besichtigen (s.u.). Der nationalsozialistische Lehrer Jurenka setzt sich für Peter T. ein, als diesem der Ausschluss aus dem Gymnasium droht. Mit seinem Fahrtenmesser hat er ein Hakenkreuz in sein Pult geschnitten, just zu dem Zeitpunkt (1933), als Gymnasiasten jede Meinungsbekundung für politische Parteien untersagt ist. Der katholische Pfarrer der Pfarrgemeinde repräsentiert für den jungen Peter T. und noch für den alt gewordenen Erzähler das »klerikale System«.

»Bei jedem Furz, egal was es war, ein Brieferl vom Herrn Pfarrer, der also da hineingespielt hat bis zum Geht-nicht-mehr, ja? Bei uns hat also auch die *Frage des Katholizismus am persönlichen Erscheinungsbild (des Pfarrers) Form angenommen*, wo man gesagt hat, der Pfarrer, der redet überall drein, du kannst nichts machen ohne den Pfarrer, ja? Das haben wir nicht nur intuitiv, sondern das haben wir auch politisch abgelehnt!«

15 Vgl. Georg J. E. Mautner Markhof, Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluß, Graz / Stuttgart 2004.

Die Erziehung zu einem »herrlichen kleinen Soldaten« prädestiniert Peter T. nach seiner Bewährung als »Capo« der Straßenbande auch in der HJ zu einer Führerlaufbahn. Die Erlebnisse in der HJ und der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich sind für Peter T. bei weitem attraktiver als der Wunsch des Vaters, die Habsburger Monarchie wiederherzustellen. Von den Werten des Vaters bleibt allein das Offiziers-Ideal für den Sohn in Geltung. Es wird in die pseudo-egalitäre Kultur der Hitlerjugend und später auch in die Offizierslaufbahn in der Deutschen Wehrmacht transponiert.

»Mir hat das (in der HJ) gefallen, das war militärisch und das war mir von zu Hause alles klar. Und was mir unheimlich imponiert hat, es gab keine Standesunterschiede (in der HJ). Egal ob der Vater Ingenieur oder Hilfsarbeiter im Hafen (im Donauhafen der nahen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft) war, *wir waren alle gleich*. Das hat mir sehr imponiert.«

Was der zum Zeitpunkt unserer Gespräche etwa siebzig Jahre alte Erzähler hier röhmt, meint die Gleichheit der Pflichtbewussten, ein Konstrukt aus Sozialdarwinismus, NS-Ideologie und Rassentheorie. Exzellenz dieser Art stellt sich vor allem über gemeinsam ertragnes Leid und Entbehrungen her.

»Wir sind mit dem Rucksack in die Wälder gegangen, haben Geländespiele gemacht und Mutproben abgelegt, haben ein Kilo Brot gegessen und drei Deka Käse, und der war schon nicht mehr frisch, und die letzten fünf Kilometer von den zwanzig Kilometern mussten wir auch noch im Laufschritt zurücklegen et cetera, so nach dem alten Prinzip, gelobt sei, was hart macht. Und das hat uns damals etwas gegeben. [...] Ich habe damals auch Sport betrieben, ich war beim WAC (Wiener Athletik-Club), habe Marathonlauf trainiert und war schon wieder *extrem*. Fußball hat mich überhaupt nie interessiert [...] Mir kam es immer mehr auf die *Einzelleistung* an. Und das war auch dann nachher auf der Gebietsführerschule (der HJ) und anderen Führerschulen, das war immer eine körperliche Beanspruchung bis zum Geht-nicht-mehr.«

Peter T. ist 13 Jahre alt, als der Republikanische Schutzbund im Februar 1934 einen Aufstand gegen das Dollfuß-Regime unternimmt. Er solidarisiert sich mit den erschossenen und verwundeten Arbeitern und ebenso mit den im Juli 1934 hingerichteten Dollfuß-Mördern, aber auch mit sozialistischen Autoritäten im Gemeindebau und pauschal mit »den Arbeitern von Wien«. Wie passt das zusammen und wie ist es zu erklären?

4.4 Vater und Sohn im »Bürgerkrieg«. Februar 1934

Einheiten der Heimwehren bzw. des Heimatschutzes,¹⁶ der Polizei und des Bundesheeres schießen mit Maschinengewehren und Artillerie auf Wohnbauten und »Volksheime« des Roten Wien, in denen sich schlecht bewaffnete Männer und wenige Frauen des Republikanischen Schutzbundes verschanzt halten.¹⁷ Die zentrale Figur auf der Seite der Staatsmacht ist Emil Fey. Als Staatssekretär und ab Mitte Jänner 1934 als Minister für Verteidigung und öffentliche Sicherheit hat er neben der Wiener Heimwehr (1931 in »Heimatschutz« umbenannt) auch Polizei, Gendarmerie und Bundesheer unter seiner Kontrolle.¹⁸ Peter Ts. Vater ist als Bataillonskommandant des »Heimatschutzes« in Favoriten (10. Bezirk) im Einsatz und befehligt dort den Beschuss von Gemeindebauten.

Nach dem Ende der Kämpfe im Februar 1934 begleitet der 13jährige Peter T. den pensionierten E-Werksarbeiter, Sozialdemokraten und Armenrat Habitzl zu einem ersten Lokalaugenschein. Dass sein Vater mit Emil Fey auf der Seite der Staatsmacht steht, ist für Peter T. ein dramatischer Höhepunkt.

»Ich kochte, ich kochte! Jetzt schießen die auf die Arbeiter! Das Tragische war, der Habitzl hat mich mitgenommen und hat gesagt: Peter, ich weiß, du bist ein Nazi. Aber komm mit mir, ich zeig dir, wie Arbeiter kämpfen! – Da hat er mich zum Schlingerhof geführt, und zum Goethe-Hof,¹⁹ und das war *furchtbar* für mich! Und das Tragische war, – das wäre ja sonst nur ein Lokalaugenschein gewesen – aber das *Tragische* war,

16 Die nach Bundesländern organisierten, von Industriellen und von Mussolini mit Geld und Waffen unterstützten Heimwehren bilden eine para-militärische Truppe in der faschistischen Diktatur Dollfuß'. Nach dem Putschversuch der Nationalsozialisten am 25. Juli 1934 und dem Tod Dollfuß' werden sie tendenziell entmachtet und 1936 unter Dollfuß' Nachfolger Kurt Schuschnigg aufgelöst.

17 Die hier nur am Rande interessierenden Aspekte des bewaffneten Kampfes sind gut erforscht. Vgl. Kurt Bauer, Der Februaraufstand. Fakten und Mythen, Wien u.a. 2019; Irene Etzersdorfer, Hans Schafranek, Hg., Der Februar 1934 in Wien. Erzählte Geschichte, Wien 1984; Hans Schafranek, »Die Führung waren wir selber – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel Kaisermühlen. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaner, Hg., Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum 25-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, 3 Bände, Wien 1984, Band 2, 439–469.

18 Vgl. Anson Rabinbach, Vom Roten Wien zum Bürgerkrieg, Wien 1989.

19 Der Schlingerhof in Floridsdorf ist eine der großen Gemeindewohnanlagen des Roten Wien. Eine große Zahl von Schutzbundkämpfern und nicht kämpfenden Mitgliedern des Schutzbundes wird hier verhaftet und in einer langen Kolonne, von Polizisten eskortiert, zum Kommissariat Floridsdorf geführt. Von verschiedenen Seiten, von Heimwehrverbänden, aber auch vom Republikanischen Schutzbund, werden die Eskorte und die Verhafteten beschossen, wobei Polizisten und Gefangene getötet oder verletzt werden. Vgl. Kurt Bauer, Der Februaraufstand 1934. Fakten und Mythen, Wien/Köln/Weimar 2019, bes. 99 ff: Das Massaker an den Schlingerhof-Gefangenen. Der Goethe-Hof (Schüttaustraße 1–39) liegt am linken Donauufer, 1934 zählt er zum 2. Bezirk, seit 1946 zum 22. Bezirk. In der sozialdemokratischen Literatur wird er als Brückenkopf bezeichnet, was der Mythenbildung Vorschub leistet, er wäre für den Fall eines Bürgerkriegs schon als Brückenkopf geplant worden. Im Lauf der Kämpfe wird der Goethe-Hof u.a. von der Artillerie des Bundesheeres vom Mexikoplatz am rechten Donauufer beschossen. Kleine Gruppen des Republikanischen Schutzbundes haben hier ihre »letzte Bastion«. Der Goethe-Hof wird erst am 18. Februar von Regierungstruppen eingenommen.

dass mein Vater damals als Bataillonskommandant der Heimwehr im zehnten Bezirk am Wasserturm stand und ebenfalls auf die Arbeiter schoss. Das war diese ganze Fey-Offensive. Da zerbrach in mir so viel, so viel.«

Was zerbricht hier, was nicht schon zerbrochen ist? Ich neige zu der Interpretation, dass die Besichtigung der beschossenen Gemeindebauten mit dem alten Armenrat wie in einem griechischen Drama die Antagonisten erlebbar und fühlbar macht. Der engste Freund des Vaters, Emil Fey, legitimiert die Angriffe auf die Gemeindebauten, ja er fordert sie am Vorabend des 12. Februar mit großer Bestimmtheit.²⁰ Gegenüber Führern der in Kampfbereitschaft versetzten Heimwehrverbände erklärt er: »Wir werden morgen an die Arbeit gehen, und wir werden ganze Arbeit leisten für unser Vaterland, das *nur uns Österreichern alleine* gehört und das wir uns von niemand nehmen lassen.« Nach dem Ende der Kämpfe behauptet er in einer Pressekonferenz, die Gemeindebauten des Roten Wien seien »ausgesprochene Zwingburgen des sozialdemokratischen Terrors« gewesen.²¹

4.5 Der nationalsozialistische Putschversuch am 25. Juli 1934

Unmittelbar nach seiner sehr persönlichen Geschichte des Februar 1934 erzählt Herr Treumann über den nationalsozialistischen Putschversuch am 25. Juli 1934.²² Beide Geschichten bilden für ihn einen kausalen politischen und autobiographischen Zusammenhang. Peter T. nimmt den Putschversuch der Nationalsozialisten als *legitimen* Schlag gegen die Dollfuß-Diktatur wahr, die nur wenige Monate zuvor Gewehre und Kanonen gegen »das Volk« in den Gemeindebauten des Roten Wien gerichtet hat. Die Angehörigen der illegalen Wiener SS-Standarte 89, die den »Juli-Putsch« vorbereiten, in das Bundeskanzleramt eindringen und auf Dollfuß schießen, erscheinen Herrn Treumann immer noch als »gerechte Rebellen« gegen ein Regime von »Arbeitermörder«.

Im Bundeskanzleramt verblutet Dollfuß an den Schussverletzungen, die ihm die SS-Männer Otto Planetta und Franz Holzweber zugefügt haben. Am 30. Juli 1934 werden sie vor einem Militärgerichtshof des Mordes und des Hochverrats angeklagt, zum Tod durch den Strang verurteilt und am folgenden Morgen im Hof des Wiener Landesgerichts hingerichtet. Im Lebensroman des Peter Treumann folgt eine einprägsame Szene. Am Tag der Hinrichtung hält Peter T. in seinem kleinen Zimmer eine Art Totenwache.

20 Der Begriff ›Fey-Offensive‹ geht darauf zurück, dass Heimwehrführer und Innenminister Emil Fey am 11. Februar systematische Hausdurchsuchungen nach Waffen in Parteigebäuden und Funktionswohnungen anordnet Vgl. Kurt Bauer, Der Februar Aufstand 1934. Fakten und Mythen, Wien/Köln/Weimar 2019.

21 Vgl. Wiener Zeitung vom 19.2.1934, 3.

22 Vgl. Gerhard Jagschitz, Der Putsch. Die Nationalsozialisten 1934 in Österreich, Graz u.a., 1976; aus nationalsozialistischer Perspektive: Die Erhebung der österreichischen Nationalsozialisten im Juli 1934. Akten der Historischen Kommission des Reichsführers SS, Wien 1984; Hans Schafranek, Sommerfest mit Preisschießen. Die unbekannte Geschichte des NS-Putsches im Juli 1934, Wien 2006; Kurt Bauer, Elementar-Ereignis. Die österreichischen Nationalsozialisten und der Juliputsch, Wien 2003.

»Dann kam das Urteil über Planetta und Holzweber. Und in dem kleinen Kabinett, das wir hatten, war ein Tischerl, und da hab ich eine Kerze hingestellt, und da stand ein Bild, das hab ich mir aus der Zeitung rausgeschnitten, ein Bild vom Planetta und vom Holzweber. Als sie gehenkt wurden, da hab ich damals – naja – eine Art Totenwache oder Gedenkminute gehalten. Und mein Vater hat ein Buch (über den ermordeten Kanzler Dollfuß) geschrieben. Das ging also schon sehr auseinander. Ja, das war also in etwa die Diskrepanz, die die Politik in die Familie brachte, dieses Beharren meines Vaters auf etwas, was es nicht mehr gab, denn für mich gabs die Zukunft, nicht diese alten Geschichten.«

Beachtenswert finde ich die religiösen Symbole der »Totenwache« des Hitlerjungen. Sein junges Leben zwischen politisch verfeindeten Welten führt ihn zur Übernahme kultureller und religiöser Symbole über ideologische Grenzen hinweg. Eine religiöse Tiefengrammatik findet sich in der Totenwache des Hitlerjungen ebenso wie in den Inszenierungen der NSDAP, etwa auf dem Nürnberger Parteitag.²³

4.6 Der Hitlerjunge Peter T. wird illegal

Nach einer Welle nationalsozialistischen Terrors mit Todesopfern und Verletzten werden im Juni 1933 auf Anordnung von Emil Fey die NSDAP und ihre Teilorganisationen, so auch die Hitlerjugend und der BDM in Österreich verboten.²⁴ Nach der Konfiskation ihrer Heime wollen viele in der HJ organisierte Kinder und Jugendliche bis auf weiteres keine politischen Aktivitäten mehr setzen. Nur wenige verabreden sich weiterhin zu Treffen und Aktionen. Peter T. führt eine solche illegale Gruppe an. Das ist nun bereits eine dezidiert politische Stellungnahme für die Nazis und gegen den Vater, gegen Dollfuß und gegen Fey. Es beginnt eine Phase des von der NSDAP in Österreich und auch vom Erzähler Treumann mythisch überhöhten »illegalen Kampfes«. Die Geschehnisse selbst und der Mythos von den ›Heldentaten‹ der eigenen Gruppe prägen das Selbstverständnis des Peter T. Doch was bedeutet es für ihn konkret, ab 1933, also ab seinem 12. Lebensjahr, »illegal« zu sein?

Im Wohnviertel um den Wachauer Hof, wo jeder jeden kennt, wissen viele, wer von den Kindern und Jugendlichen auch nach dem Verbot bei den Nationalsozialisten, bei den Sozialdemokraten oder bei den Kommunisten ist. Für Peter T. weist die Kleinheit ›seiner‹ illegalen HJ-Gruppe deren Exzellenz aus: In seiner Sicht gehört er einer Gruppe an, die unter erschwerten Bedingungen ein Bekenntnis zum Nationalsozialismus ablegt.

»Wir haben in unserem Haus, im Wachauer Hof – also vorne gabs den Treumann, hinten gabs den Leichtfried, der war dann Bannführer (der HJ) in Floridsdorf, dann gabs bei uns den Zwirzina, später ein Hofrat der niederösterreichischen Landesregierung,

23 Vgl. Wolfgang Schieder, Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland, Göttingen 2008.

24 Zur Geschichte der HJ in Österreich vgl. Johanna Gehmacher, Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938, Wien 1994.

dann gabs bei uns den Puchter Kurtl, der wurde später ein Ingenieur; das war also unsere HJ-Clique.«

Gerade einmal vier Burschen zwischen etwa 13 und 16 Jahren aus dem Wachauer Hof treffen sich zu Aktionen, die sie als Parteinahme für den Nationalsozialismus verstehen. Wie auch in anderen Vierteln der Leopoldstadt und in anderen Bezirken Wiens sind es typischer Weise ein Hauptschüler, zwei Gymnasiasten und ein Lehrling. Ihre Aktivitäten sollen die politisch, rassistisch und sozial konkurrierenden Jugend-Gruppen provozieren, warnen, in »die Flucht« schlagen, ängstigen: »Die kuschen, wenn wir marschieren!« Dass sie allerdings auch viele erwachsene und auch ältere und alte Menschen in Angst und Schrecken versetzen und sich später an ihrer Beraubung, Deportation und Ermordung beteiligen, ist bekannt. Ich komme darauf zurück.

Die Hitlerjugend (einschließlich des ihr unterstellten BDM) hat in Österreich Uniform-, Versammlungs- und Aufmarschverbot. Im Gegenzug erfinden die illegalisierten Hitlerjungen eine ›heimliche Uniform‹, die sie bei passenden Gelegenheiten *zur Schau tragen*. Herrn Treumann zufolge besteht sie aus kurzen Lederhosen, weißen Hemden mit offenem Ausschlag-Kragen und grauen Stutzen. BDM-Mädchen tragen »Dirndl« und das Haar in Zöpfen. Hätten die Burschen weiße Stutzen getragen, wie dies in den Tagen unmittelbar vor und nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich auf Fotografien zu sehen ist, hätte dies den Regeln der Konspiration widersprochen, behauptet Herr Treumann. Widerspricht aber nicht die gesamte Praxis der illegalisierten HJ den Regeln der Konspiration?

Herr Treumann liefert selber einige Hinweise dafür. Im Viertel um den Wachauer Hof »wusste jeder, wer bei der illegalen HJ war«, betont er. Selbst »der alte Jude«, der Bürstenbinder von vis-à-vis, habe gewusst, dass er weiterhin als Hitlerjunge aktiv ist: »Na das wusste jeder dort in der Gegend.« Auf der Mazzesinsel²⁵ und im nahen Volksprater legen es die Hitlerjungen gar nicht darauf an, *im Geheimen* zu bleiben. Sie wollen erkannt werden und gegnerische Gruppen von öffentlichen Plätzen vertreiben. Mit jeder Tat wächst ihre Zuversicht, einer »schlagkräftigen« und letztlich »siegreichen« Bewegung anzugehören. In sozialpsychologischer Sicht ist es die Fortführung des Probahandelns nach dem Modell der *reziproken Antagonisten* (Erikson), freilich unter gefährlicheren Bedingungen. Wenn sie in ihrer angeblich geheimen Uniform auf Fahrrädern oder zu Fuß durch die Leopoldstadt streifen, suchen sie ihre Gegner und finden sie auch. Von ihren Gegnern werden sie, wie gewünscht, an ihrem Outfit und an ihrem Habitus erkannt. Was also ist hier konspirativ? Zugleich provozieren sie mit ihren Aktionen die Polizei. Das Risiko der Verhaftung und eines Verhörs am Kommissariat Praterstraße nehmen sie in Kauf. Sie kennen die Ausreden, um einer Haftstrafe zu entgehen. Zu bedenken ist auch, dass eine unbekannte Zahl von Polizisten in Wien schon lange vor dem Anschluss mit der NSDAP sympathisiert. Es ist möglich, dass illegale Hitlerjungen auf die heimliche Hilfe solcher Polizisten setzen können.

25 Mazzesinsel: Der Name ist abgeleitet von den Matze-Bäckern, die hier in ihren Backstuben Matze: ungesäuertes Brot als dünne Fladen erzeugen, die von religiösen und ihrer Kultur verbundenen Jüdinnen und Juden während des Pessach-Festes gegessen werden. Vgl. Ruth Beckermann, Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938, Wien 1992.

4.7 Der Nazi-Professor

Im Gymnasium hat Peter T. einen Lehrer, der sich zu der ab 19. Juni 1933 verbotenen NSDAP weiterhin bekennt. Er ist der einzige Lehrer, der mit Peter T., der sonst gegen Lehrer rebelliert, gut zurechtkommt,

»weil er mir Verantwortung aufpackte, noch und noch und noch und noch. Und je mehr Verantwortung ich hatte, desto ruhiger wurde ich. Der Jurenka, der ist 1945 leider umgekommen in Wien, den haben die Russen erschlagen. Der hat mich so durchschaut, wie mich weder mein Vater noch sonst wer jemals durchschaut hat.«

Während seiner Fieberschübe muss der an Malaria erkrankte Lehrer immer wieder zu Hause bleiben. Dann macht er seinen Schüler Peter Treumann nach dessen vielleicht etwas übertriebener Darstellung quasi zu seinem Stellvertreter, der für Ordnung in der Klasse sorgen soll. Als er ein Hakenkreuz in die Schulbank schnitzt und die Lehrerkonferenz beschließt, er müsse die Schule verlassen, stellt Professor Jurenka dem Direktor ein Ultimatum:

»Wenn der Treumann von der Schule weg muss, dann geh ich auch. Also das hab ich riesig gefunden. Zum ersten Mal hab ich erlebt, dass einer für einen anderen eintritt, also ein Erwachsener, eine honorige Persönlichkeit. Und wir waren lange in Verbindung, das war ein Riesenverhältnis, ähnlich wie dann zu Dr. Drexel von den Nürnberger Nachrichten« (s.u.).

4.8 Die jüdischen Feinde

In den Jahren der illegalisierten politischen Tätigkeit in der Hitlerjugend (von 1933 bis März 1938) werden Peter T. und seine ›Kameraden‹ mehrmals von Polizisten festgenommen und auf das Kommissariat Prater zum Verhör gebracht.

»Und da gab es einen Kommissar, der war ein Halbjude, der zur Abteilung Eins gehörte, zur politischen Polizei, und den/also den hasste ich wie die Pest. Nicht den Polizisten, der mich geschlagen hat, den hasste ich. [...] Angenommen, die haben uns irgendwo ausgehoben in einem Keller oder wo auch immer wir waren. Wir kamen also dann wieder einmal auf die Polizei. Und dann begann das alte Spiel. Du bist bei der Hitlerjugend? Worauf ich immer gesagt habe, und die anderen haben das auch gemacht: Wie so denn, die ist doch verboten? Schon provokant, unverkennbar. Und da standen hinter dir zwei so Mistelbacher, die waren damals noch echt, die haben auch solche Hände gehabt.²⁶ Wumm, hast eine (Ohrfeige) von links gefangen [...] und das schlimmste war, als

26 Wiener Ausdruck für Polizisten, von denen viele vom Land kommen und deshalb nach der Bezirkshauptstadt Mistelbach im niederösterreichischen Weinviertel benannt werden. Infolge ihrer Arbeit in der elterlichen Landwirtschaft gelten sie als körperlich kräftig. Die Bezeichnung von Polizisten als Mistelbacher ist nur eine von vielen ironischen Appellationen, mit denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene Autoritäten bezeichnen, um deren Bedrohlichkeit zu verringern. Siehe die Anrufung »Fetzenbrust« für einen Wachmann im Revier der Gassenkinder, Kapitel 3.8.

wir einmal gehört haben, wie im Nebenzimmer BDM-Mädchen geschlagen wurden, die wahnsinnig geschrien haben. Also ich hätte den auf der Stelle umbringen können, nicht den, der schlägt, sondern – wie soll ich sagen – *den Schreibtischtäter*, um das jetzt mit einem anderen Wort zu bezeichnen, den hab ich gehasst.«

Erstmals tauchen in Treumanns Erzählung BDM-Mädchen auf. Ob sie nach dem Verbot aller NS-Organisationen noch politisch tätig sind, ist unklar. Den »Halbjuden« imaginiert Peter T. als den verantwortlichen Täter. Ihn als »Schreibtischtäter« zu bezeichnen fällt auf. Vielleicht kennt Herr Treumann den Begriff aus dem journalistischen Diskurs der Nachkriegszeit über die NS-Prozesse, an denen er bereits als Journalist teilnimmt. Wissend oder unwissentlich zitiert er den antisemitischen Topos, dass Juden arische Mädchen schänden. Der Bericht über das Polizeiverhör kippt in eine antisematische Phantasmagorie.²⁷

Die Frage ist berechtigt: Wie steht es um die Wahrheit einer solchen Erzählung? Als »gewiss« oder »wahr« gilt im alltagsweltlichen Denken, was man mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört haben will. An dieser Stelle ist aber nicht auszuschließen, dass der Erzähler das »mit seinen eigenen Sinnen« Wahrgenommene mit später Gesehnen und Gelerntem vermischt. In einem positivistischen Verständnis schränkt dies den Quellenwert der auf Erinnerung aufbauenden Erzählung ein. Doch sie liefert Information darüber, wie der Akteur im Lauf seines Lebens mit für ihn heiklen oder belastenden Erlebnissen umgeht. Seine Imagination bestimmt seinen Blick auf das erlebte Reale und noch die Erinnerung daran.

Von den in den 1920er Jahren etwa 190.000 Bewohner*innen jüdischen Glaubens und jüdischer Herkunft in Wien (etwa ein Zehntel aller Stadtbewohner*innen) leben und arbeiten die orthodoxen »Ostjuden« (Zuwanderer aus Galizien und der Bukowina und anderen Ländern der ehemaligen Habsburger Doppelmonarchie) vor allem auf der Mazzesinsel in der Leopoldstadt. Viele halten sich mit Hausier-Handel und Ratengeschäften am Leben. Peter T. durchstreift die Mazzesinsel regelmäßig mit seinen HJ-Kameraden in der Absicht, Angst unter den jüdischen Bewohner*innen zu verbreiten. In der folgenden Passage spricht er erstmals über Aktionen gegen orthodox-jüdische Jugendliche. Das große Verbrechen, zu dieser Zeit noch namenlos, verschweigt er in einer merkwürdig leeren Drohung: »Die sollten wissen, *da ist was*, und die sollten vorsichtig sein.«

»Da hat es auch Eskalationen gegeben. Wir gingen zum Beispiel einmal am Sonntag ins Kino, da gabs immer so Matineen. Wir gingen ins Kino und dann nach Hause – also wieder in Richtung Reichsbrücke – und da waren Juden, junge Juden in unserem Alter. Na und da waren – ich glaub es waren zwei BDM-Mädchen dabei, die Anni Mayreder zum Beispiel, und da haben die Juden gestänkert. Und sie haben also etwas gestänkert, was lustig war. Wenn man es heute // also wir haben das damals generell als Stänkern empfunden und nicht lang darüber nachgedacht. Aber wenn ich heute analysiere, was haben sie denn eigentlich gesagt? Zu uns haben sie gesagt: Die Gois kumman! nicht?«

27 Vgl. Johanna Gehmacher, Antisemitismus und die Krise des Geschlechterverhältnisses. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 3 (1992) 4, 425ff.

Jetzt: der Goi ist der Christ.²⁸ Da hätten wir gar nicht so beleidigt sein dürfen, weil so große Christen waren wir nicht. Aber [...] das fiel jetzt wieder zusammen mit dieser Frühform des Antisemitismus durch diesen Religionsunterricht in der Schule [...]. Weil die waren ja die, die den Christus ans Kreuz geschlagen haben und so weiter und so weiter, und Ihr sollt verflucht sein bis in das letzte Glied! und so weiter und so weiter. Auslösend war, als die gesagt haben zu diesen zwei Mädchen, die damals im Dirndl gingen und mit Zöpfen: *Nazi-Schicksen!* Also das war schon ein Hartes, nicht, und da ging die Keilerei los – *das ist normal.*«

Schickse bedeutet in der jiddischen Sprache nicht nur Mädchen, sondern auch Flittchen; mit dem Ruf »Nazi-Schicksen!« werden BDM-Mädchen identifiziert und benannt und eine sexuelle Beziehung zwischen ihnen und den sie begleitenden Hitlerjungen wird *unterstellt*. Dies trifft bei Peter T. und seinen Kameraden auf eine psychosexuelle Schwierigkeit. Für sie scheint es beinahe unmöglich, eine legitime leibliche und sexuelle Beziehung zu Mädchen herzustellen, die nationalsozialistischen Organisationen angehören. Zwischen einem Hitlerjugend-Führer und einem in diesem Fall auch prominenten BDM-Mädchen besteht typischerweise eine keusche Verehrung.²⁹ Die Verschiebung sexueller Wünsche in die Zeit »nach dem Krieg« zugunsten aktueller Aufgaben und Herausforderungen ist keine Erfindung der Nationalsozialisten. Sie bestimmt auch die deutsche Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und wird auch von sozialdemokratischen Jugendeliten wie den Schönbrunner*innen berichtet (s. Kapitel 3.4). Die Unterstellung, die BDM-Mädchen hätten sexuelle und/oder erotische Beziehungen mit den HJ-Jungen, provoziert das schon von der deutschen Jugendbewegung hochgehaltene Ideal der keuschen Kameradschaft, erzürnt die Hitlerjungen und verpflichtet sie zur Verteidigung der BDM-Mädchen, »das ist normal.«

In der folgenden Passage verwendet Herr Treumann nicht zum ersten Mal, aber deutlicher als zuvor die rhetorischen Figuren der Homologisierung und der Parallaxe (s.u. 4.11). Er geht von seinem Stand- und Sehepunkt als Augenzeuge und politischer Akteur aus und benutzt viel später erworbenes Wissen. Das körperlich passive Verhalten orthodox-jüdischer Jugendlicher in der Leopoldstadt setzt er zum Verhalten der Juden in den Vernichtungslagern der SS in Zusammenhang. Bezogen auf zwei verschiedene Zeiten und Orte (die Mazzesinsel in der Leopoldstadt Anfang der 1930er Jahre und Auschwitz in den 1940ern) behauptet er ein zeitloses, an die Rasse gebundenes, also natürliches Schicksal von Menschen jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens. Die von ihm als weibisch denunzierte Friedfertigkeit der orthodoxen Jugendlichen in der Leopoldstadt wird zu einem anthropologischen Merkmal der jüdischen Rasse und erkläre, warum sich die jüdischen Gefangenen an der Rampe von Auschwitz nicht wehren.

»Wie gesagt, wir haben (in der Leopoldstadt) die orthodoxen Juden gehabt, die für uns immer die Ungefährlichsten waren, weil wir haben gewusst, die gehen in den Tempel und die beten, und man hat sie gesehen, wenn sie spazieren gehen mit ihren Kindern

28 Goi, auch Goj ist ein im Jiddischen gebrauchtes Wort für Nichtjude/n, das auf das hebräische נָגִים Nágim zurückgeht.

29 Vgl. Ulrich Linse, »Geschlechtsnot der Jugend«. Über Jugendbewegung und Sexualität. In: Thomas Koebner u.a. Hg., Mit uns zieht die neue Zeit. Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985, 245ff.

am Abend, bis der erste Stern aufgeht, das war uns alles geläufig. [...] Die meisten wollten ja gar nicht behelligt werden. Die traten ja politisch nicht in Erscheinung. Und die Konfrontation auf der Straße wollten sie schon dreimal nicht, weil das auch gar nicht ihrer Lebensart entsprochen hat. Und das heißt, *sie wehrten sich nie!* Man weiß auch von später dann: Die marschierten da *geduldig wie die Schlachtopfer* zur Schlachtbank und heulten zwar und wehklagten, aber gemacht hat keiner was. Das war etwas, was wir nie verstanden haben. Also wenn ich schon zur Schlachtbank geführt werde, und ich weiß, da vorne ist Schluss, ja da versuch ich doch noch mindestens zwei (in den Tod) mitzunehmen, die mir dann in der Hölle die Türe aufmachen [...] Also ich habe kaum einen Juden gekannt, der da ein Raufer war oder irgendetwas. Wie gesagt, *die große Konfrontation war das nicht!*«

In der Coda klagt Herr Treumann die Geltung des reziproken politischen und rassistischen Antagonismus geradezu ein: »die große Konfrontation war das nicht!« Hitlerjungen bevorzugen Gegner, die kampffähig und kampfbereit sind, am besten ›natürliche‹ Gegner der eigenen Rasse. Gegner, die sich nicht wehren, bewiesen damit, einer minderen Rasse anzugehören. Sie eignen sich nicht, um dem Hitlerjungen im Kampf Selbstwert zu verschaffen.

Am Tag nach der Annexion und in den folgenden Tagen werden in Wien, vor allem in der Leopoldstadt, Jüdinnen und Juden gezwungen, politische Parolen der austrofaschistischen Diktatur zur abgesagten Volksabstimmung mit Zahnbürsten und Seifenlauge von den Pflastersteinen zu reiben. G.E.R. Gedye, Wien-Korrespondent der Londoner Times und des Daily Express, beschreibt eine dieser sogenannten Reibepartien.

»Die erste Reibepartie sah ich auf dem Praterstern. Sie mußte das Bild Schuschniggs entfernen, das mit einer Schablone auf den Sockel eines Monuments gemalt worden war: SA-Leute schleppten einen bejahrten jüdischen Arbeiter und seine Frau durch die beifallklatschende Menge. Tränen rollten der alten Frau über die Wangen, und während sie starr vor sich hinsah und förmlich durch ihre Peiniger hindurchblickte, konnte ich sehen, wie der alte Mann, dessen Arm sie hielt, versuchte, ihre Hand zu streicheln.«³⁰

Monate später, vom 9. auf den 10. November 1938, findet die ›Pogromstimmung‹, von SA und NSDAP provoziert und gelenkt, einen neuen Höhepunkt, der das große und finale Feuer ankündigt: Fast alle Wiener Synagogen und Bethäuser werden in Brand gesetzt. Nur die Hauptsynagoge in der Seitenstettengasse 4 (Wien Innere Stadt) kann wegen ihrer Lage im Innenhof des ehemaligen Pempflinger Hofes nicht niedergebrannt werden. Jüdische Geschäfte werden geplündert und behördlich versiegelt, über 6.000 Juden werden allein in dieser Nacht verhaftet und etwa viertausend von ihnen an den folgenden Tagen in das Konzentrationslager Dachau gebracht.

Seine Teilnahme daran will mir Herr Treumann nicht erzählen. Er versucht auch nicht, sich zu rechtfertigen. Wohl aber ist das, was er über die Konfrontationen der Hitlerjugend mit den orthodox-jüdischen Jugendlichen in der Leopoldstadt erzählt, ein Ver-

30 George Eric Rowe Gedye, *Die Bastionen fielen. Wie der Faschismus Wien und Prag überrannte*, Wien 1947, Neuauflage 1981, 295.

such, die Handlungen der HJ-Gruppe vor dem Anschluss als einen Vorschein dessen auszuweisen, »was da kommen wird«. Mit anderen Worten: Herr Treumann wertet seine Aktivitäten in der Hitlerjugend als Beitrag zum Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung, zu ihrer rassistischen Politik und zum Anschluss Österreichs. Ohne Zweifel erlebt er die »Reibepartien« im »allgemeinen Hochgefühl«.

4.9 Natürliche Gegner und die ›eigenen‹ Mädchen

In der folgenden Passage versucht Herr Treumann die sozialkulturellen Unterschiede zwischen den rivalisierenden Jugendkulturen in der Stadt zu bezeichnen und zu begründen, warum nur bestimmte Gruppen ›natürliche‹ Gegner und ›echte‹ politische Antagonisten der Hitlerjungen sind.

»In der Hitlerjugend gabs dann in der Kampfzeit neben Heimabend und Geländespiel und Fahrt und politischer Schulung eine Konfrontation mit den Schlurfs. [...] Dabei kamen wir dann (ab dem Verbot der HJ im Juni 1933) in einen gewissen Widerspruch zu den Gesetzen der Illegalität. Die Illegalität war ja geheim, war aufgebaut nach gewissen Systemen. Jetzt fuhren wir aber (sic!) mit der Lederhose auf Fahrrädern über die Erste-Mai-Straße im Prater, zu zweit oder zu dritt, und kamen beim Schweizerhaus vorbei. [...] Und das Schweizerhaus war immer ein Konzentrationspunkt der Schlurfs. Hier spielte man immer so amerikanische Musik [...] Und die Schlurfs waren aber nie drinnen im Lokal, weil die hatten ja genausowenig Geld wie wir, die waren draußen. Und da fuhren wir also mit den Fahrrädern vorbei, und ich muss schon ehrlich sagen, es war schon ein bisschen provokant (von uns). Wir sausten da nicht vorbei, sondern wir fuhren (langsam) und warteten eigentlich immer auf etwas, so ähnlich wie bei den Straßencämpfen (der Bubenbanden, s. Kapitel 3). Und plötzlich kam auch immer: ›Ah, die Nazis!‹ – Wir haben Lederhosen, graue Stutzen, Ausschlaghemd, ganz kurze Haare, ganz im Gegensatz zu den Schlurfs: ›Die Nazis!‹ – und das war für uns das Stichwort. Egal, ob da zwanzig oder fünfundzwanzig waren, das war egal. Wir haben also den Rücktritt reingehauen, gebremst, Beine auseinander, das Rad rutscht drunter weg, wir haben runtergegriffen, die Fahrradpumpe, und waren schon drinnen (in der Gruppe der Schlurfs). Und das war für uns also das Größte, wenn wir da dreißig Schlurfs zu dritt in der ganzen Krieau³¹ versprengt hatten. Na dann wars wieder in Ordnung, Fahrradpumpen wieder rauf und wir sind weitergefahren. Das war also schön. Das war irgendwo ein Kräftemessen auf der einen Seite. Auf der anderen Seite war es – so komisch das vielleicht klingt – die Schlurfs waren die Grenze unserer Möglichkeiten! Sie wurden nicht illegal (sie waren vom Verbot der Parteien und ihren Jugendorganisationen durch die austrofaschistische Diktatur nicht betroffen), sie konspirierten nicht mit uns (im Widerstand gegen die austrofaschistische Diktatur). Und sie hatten eine Lebensauffassung, die unserer total entgegen stand, zum Beispiel *puncto* Mädchen oder Schule oder Pflicht, Pflicht war ihnen wurscht. [...] Es waren also schon vom Erscheinungsbild her zwei ganz verschiedene Welten. Die tranken Alkohol, wir tranken keinen Alkohol.

31 Die Krieau ist ein damals großteils unverbauter Teil des 2. Bezirks, der Leopoldstadt, und grenzt an den Prater.

Die hatten Mädchen, bei uns waren Mädchen – also es war fast lächerlich! Du pass auf, ein Mädchen, was tut man denn mit einem Mädchen?«

Peter T. verehrt ein BDM-Mädchen. Es entspricht dem im Dritten Reich kolportierten Schönheitsideal und ist eines jener Mädchen, die von jüdischen Burschen auf der Taborstraße als »Nazi-Schickse« angesprochen werden. Sie zu verehren ist aber für Peter T. nur insgeheim möglich. Er traut sich nicht, persönlichen Kontakt aufzunehmen.

»Sie war BDM-Führerin, eine Ringführerin, die auf der Lassallestraße wohnte. [...] Und sie war auch das typische BDM-Mädchen. Sie war blond und hatte Zöpfe und war wirklich attraktiv. Sie war so attraktiv, dass sie in ein paar deutschen Illustrierten veröffentlicht wurde als BDM-Mädchen. Und die haben wir schon heimlich verehrt. [...] Aber dass wir da hingegangen wären und uns ein Rendezvous ausgemacht hätten – ich glaub, wenn man heute zurückblickt und das genau analysiert: Wir waren glaub ich dafür wirklich viel zu unreif, wir waren gehemmt, wir trauten uns einfach nicht, wir wurden verlegen und *überspielten* das natürlich durch Deftigkeit und Männlichkeit und so weiter. [...] Wir wollten zeigen, wir sind da die Superjungs. Das war das einzige, was mit Mädchen passiert ist, wenn wir ins Kino gingen, also ins Tabor-Kino. Wir waren so eine Gruppe. Da hat man halt gelacht und sich was erzählt. *Aber es ging nicht einer allein mit einem Mädchen!* [...] Es war irgendwo eine ganz geheime Scheu, das war uns etwas Unbekanntes. [...] Das war ein Gebiet, wo wir uns überhaupt nicht auskannten, wo wir also total verunsichert waren. Und jetzt noch dazu mit einem BDM-Mädchen aus unserem Gebiet, – na um Gottes Willen, wenn man sich da blamiert – bis an das Ende der Lebenszeit! Also bis an das Lebensende, nicht! Da war also die Angst, sich zu blamieren. [...] Was uns abgegangen ist, war auch der Sinn der Sache, eine Liaison anzufangen. Ja wo hätte das enden sollen? Was hätte das für einen Sinn gehabt?«

In ähnlicher Weise argumentieren kommunistische und sozialistische Jugendliche. Eine Liebesbeziehung würde sie daran hindern, an der herbeigesehnten ›Revolution‹ teilzunehmen. Es würde das verfrühte Ausscheiden aus der dem politischen Kampf verpflichteten Gruppe bedeuten. Burschen zeigen eine besondere Scheu vor genau jenen Mädchen, die in der Gruppe als verehrungswürdig und später als seriöse Heiratskandidatinnen gelten. Auch Peter T. hält scheue Distanz zu dem verehrten BDM-Mädchen aus der Lassalle-Straße. Die Bereitschaft, für »das Reich« oder für »die Bewegung« jedes befohlene Abenteuer auf sich zu nehmen, erfordert ein sexuelles Moratorium des jungen Kriegers.

Für angesehene Funktionäre der Hitlerjugend, von denen wohl viele in der Perspektive eines kommenden Krieges eine Offizierslaufbahn vor Augen haben, gilt die Regel der sozialen *und* politischen Endogamie. Nach ihrer Vorstellung passen BDM-Führerinnen am besten zu ihnen. Mit ihnen teilen sie die Bereitschaft, für Reich und Führer jedes Opfer zu bringen, und sie teilen auch das rassenhygienische Vererbungsdenken. Dies aber scheint die Angst der Burschen vor sexuellem Versagen noch zu vergrößern. Es wäre nicht nur eine persönliche Niederlage, es würde auch ihre Zugehörigkeit zur rassischen Elite in Frage stellen. Was risikolos bleibt ist der Kauf einer ›Liebesstunde‹ mit einem Mädchen oder einer Frau, die für eine Heirat gar nicht in Frage kommen. Aber auch da zeigt sich Peter T. auffällig scheu.

4.10 Sieben Bordelle in Marseille und keine Lust

»Dann bei der Wehrmacht gab es ein paar Bordelle, das ist ja nix Neues. Nur gehörte ich zu den ganz wenigen, die also nie ein Bordell aus dem Grund besuchten, aus dem man ein Bordell besucht. In Frankreich, in Marseille, gab es sieben Bordelle. Und da haben meine Kameraden gesagt, na komm halt mit und sei nicht immer so fad! Und da war unten immer ein Restaurant, und da setzte ich mich hinein und trank halt was. Und meine Kameraden gingen dann mit diesem oder jenem Mädchen einen Stock höher. Und ich wollte aber nicht nein sagen, da hab ich mich irgendwo geniert. Ich war da immer ein bisschen verkantet. Und da hab ich zum Beispiel gesagt, also sie soll mir ein Zentimetermaß bringen. Und da brachte dieses Mädchen ein Zentimetermaß, und da hab ich gesagt, sie soll ihren Oberschenkel messen. Hat die gemessen, und hab ich gesagt: entweder zu dünn oder zu dick, ich habe immer eine Ausrede gehabt.«

Der junge Leutnant will die ihm angebotenen sexuellen Dienste nicht in Anspruch nehmen. Zu seinen Ängsten hat er kaum Zugang, weder in dieser Situation noch in unserem Gespräch. Dass man als deutscher Offizier in Frankreich keine »ostischen« Untermenschen unterdrückt und kontrolliert, sondern eine respektierte »Kulturnation«, mag im erbbiologischen und rassistischen Denken einen Unterschied machen. Der junge Leutnant flüchtet sich in die unfreiwillig komische Pose, mit dem Zentimetermaß Körperteile einer jungen Frau vermessen zu lassen und ihre Maße für ungenügend zu befinden. Ich meine, es ist der Versuch, seine latente Angst vor sexuellem Versagen in eine Geste des Souveräns zu verwandeln. Selbst das Maßband ist kein Zufall. Dass Körperteile von Anthropologen vermessen werden, um Merkmale der Rasse zu definieren, ist dem Leutnant aus dem Unterricht in nationalsozialistischer »Rassenkunde« bekannt.

4.11 Dekonstruktion der Erzählung

Herrn Treumanns Erzählung wird von Meta-Erzählungen gerahmt, an denen viele Personen und Instanzen mitschreiben: das monarchistische Elternhaus, die sozialdemokratische Kultur der Vorstadt und des Gemeindebaus, die Hitlerjugend, die katholische Kirche, das Gymnasium, die NSDAP, die Deutsche Wehrmacht. Es liegt nahe, nach der schon erwähnten *Verlaufskurve* zu fragen, die den Akteur in eine Entwicklungs dynamik hineinzieht. Treumanns Erzählung ist aber auch in den *Wandlungsprozess* von der ungeliebten Republik in die faschistische und klerikale Diktatur von Dollfuß und Schuschnigg und in die nationalsozialistische Diktatur eingelagert. Den Übergang von der Habsburger Monarchie zur demokratischen Republik kennt er vor allem aus Erzählungen des Vaters und Emil Feys. Die dramatischen Entwicklungen von 1927 bis 1945 kennt er aus eigener Anschauung und Teilnahme. Der Wandlungsprozess bestimmt die Verlaufskurve und eröffnet ihm Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, konfrontiert ihn aber auch mit Zwang, Gewalt, Leid und Schuld. Muss Peter T. mit der Offiziers-Tradition seines Vaters im Rücken unter neuen Bedingungen Offizier werden? Warum stellt er sich nicht auf die Seite der von ihm als Kind durchaus respektierten Sozialdemokraten? Unterliegt er ei-

ner *force majeure*? Oder sieht er sich auch vor Weggabelungen, an denen er sich zwischen Alternativen entscheiden muss?

Die ersten Geschichten Treumanns über seine Kindheit entsprechen der Stufe 1 in Gregory Batesons universalem Modell der drei Stufen des Lernens.³² In seiner frühen Kindheit ist er an die Lebensweise seiner Eltern alternativlos gebunden. Als sich sein Konflikt mit dem Vater um das zehnte Lebensjahr zunehmend verstetigt und ›politisiert‹, erreicht er mit dem heimlichen Eintritt in die HJ die zweite Stufe des Lernens nach Bateson. Nun tritt er den Autoritäten seiner Um- und Mitwelt zunehmend *kritisch* und *unterscheidend* gegenüber. Nachdem es in der Herkunftsfamilie an Zusammenhalt und Kompetenzen fehlt, nimmt Peter T. Frauen in der Nachbarschaft und die Clique der Kinder in der Umgebung des Hauses als kompetenter und hilfreicher wahr. Der alte sozialdemokratische Armenrat erscheint ihm als gerechter Antagonist des im Frieden versagenden monarchistischen Vaters. Auf der dritten Stufe des Lernens, zu der Bateson allerdings bemerkt, dass sie nicht von allen Menschen erreicht wird, lernt der bereits adoleszente, etwa 16 Jahre alte Peter T., neue Institutionen zu gründen und an die Stelle von bestehenden zu setzen, die er für untauglich hält. Nach dem mit großen Hoffnungen erwarteten Anschluss Österreichs an das Dritte Reich und interner Kritik an der »preußisch«-bürokratischen Staatsjugend-Führung baut er (was ich hier nicht mehr dargestellt habe) mit Kameraden ein subversives Netzwerk innerhalb der HJ auf, eine informelle oder geheime »österreichische HJ« innerhalb der Reichsorganisation. Nachdem dieses Netzwerk sich gegen die Reichsjugendführung aber nicht durchsetzen kann, entschließt sich Peter T., die Hitlerjugend vorzeitig zu verlassen und meldet sich mit siebzehn Jahren (1938) zur Ausbildung an einer Offiziersschule der Deutschen Wehrmacht.

Um auf der zweiten und dritten Stufe des Lernens die Tauglichkeit von Personen, Gruppen und Institutionen zu unterscheiden und zu qualifizieren, setzt der Erzähler drei Denkformen (epistemische Prozeduren) ein.

Erstens *sozialkulturelle Typisierungen*. An Konfessionen, Rassen, Bewegungen, Parteien und an sozialkulturellen Systemen wie der eigenen Familie und den Familien in der Nachbarschaft unternimmt Peter T. sozialkulturelle Typisierungen und Unterscheidungen. Die Nachbarinnen findet er solidarischer und lebenstüchtiger als die Mutter. Die Straßenbande im zweiten Bezirk scheint ihm »kameradschaftlich«, die ›Schlurfs‹ hält er für »asozial« und pflichtvergessen, die orthodox-jüdischen Jugendlichen für »passiv« und »feige«, die jungen SA-Männer, die Dollfuß tödlich verletzen, empfindet er als »mutig« und heldenhaft, und so fort. Die erzähltechnischen Mittel zur Typisierung sind jeweils Geschichten, Beschreibungen, Argumentationen und Evaluationen.

Zweitens *Homologisierung*, *Parallelsetzung* und *Parallaxe*. Diese verwandten Denkformen übertragen und projizieren Eigenschaften aus der kleinen Sozialwelt des Kindes und des Jugendlichen auf größere und große Welten. An seiner Herkunftsfamilie, seiner Clique und seiner Straßenbande, an der legalen und der illegalisierten HJ-Gruppe, an den orthodox-jüdischen Jugendlichen, an den Schlurfs, an der offiziellen Reichsjugendführung der HJ und so weiter entdeckt Peter T. Eigenschaften, die er auf gesellschaftliche

³² Vgl. Gregory Bateson, Die logischen Kategorien von Lernen und Kommunikation (1964). In: ders., Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt a.M. 1985, 362–399.

Verhältnisse in Österreich und im Deutschen Reich, in Frankreich und anderen Ländern überträgt. Die Hitlerjugend erscheint Treumann so solidarisch wie die deutsche Volksgemeinschaft; die orthodox-jüdischen Jugendlichen in der Leopoldstadt verhalten sich bei Angriffen der Hitlerjungen so passiv wie die Juden an der Rampe von Auschwitz. Die Schlurfs erscheinen ihm als Exponenten des kapitalistischen Westens, lasziv, promisk, hedonistisch.

Drittens das *Labelling* (lat. *appellatio*: Anrufung, Appellation). Es erfolgt erstmals im Leben mit der Anrufung des neugeborenen Kindes: Es ist ein Junge! Es ist ein Mädchen! Und es wiederholt sich immer dann, wenn in einem kritischen Moment aus- und angesprochen wird, wer oder was jemand für einen Anderen ist. Die Anrufung ist pures kommunikatives und performatives Handeln. Sie erfolgt beispielsweise, wenn ein Mädchen mit tschechischen Eltern von anderen Kindern als »böhmische Sau« angesprochen und aus dem Kreis der spielenden Kinder ausgeschlossen wird, oder wenn orthodox-jüdische Jugendliche der Gruppe um Treumann zurufen: »die Gois!«, »Nazi-Schicksen!« und damit einen tätlichen Angriff der Hitlerjungen auslösen.

Das Leben des Kindes und des Jugendlichen geht also als Lernprozess vor sich, in dem reziproke Antagonisten, die für die Gesellschaft in ihrem jeweiligen Zustand typisch sind, Herrschaft und Macht über Andere ausüben. In der Regel folgen die aufeinander-treffenden Akteure mehreren Antagonismen, die sich überschneiden. Die feministische Soziologie hat dafür das Konzept der Intersektionalität erdacht, nach welchem sich Rasse, Klasse und Geschlecht, auch Religion, soziales Ansehen und berufliche Qualifikationen und anderes als Kriterien der Zugehörigkeit und der Ausgrenzung, der sozialen Integration und der Exklusion nutzen lassen.³³

Explizit *politische* Bedeutung gewinnt das Labelling, wenn die personale Identität und Unversehrtheit der Person, in Extremis ihr Recht auf Leben auf dem Spiel stehen: in den Kämpfen der Kinder-Cliquen, in den Attacken der Hitlerjungen auf die »Schlurfs« und auf die orthodox-jüdischen Jugendlichen, in der Auseinandersetzung österreichischer HJ-Funktionäre mit der »preußischen« Reichsjugendführung in Wien. Der Ausruf eines *labels* wird zum Zeichen für Angriff und Verteidigung, im wörtlichen und im metaphorischen Sinn.³⁴ Der Leib des Buben, des kleinen Soldaten, erhält dabei früh Kampfgewicht: Aggressivität, Schnelligkeit, Gewandtheit, Ortskenntnis und Kraft. Dem Gewinn an Selbstwert stehen Verluste und Verzichte gegenüber. Früh wendet sich das Kind Peter T. von seiner Mutter ab, hält der Hitlerjunge scheue Distanz zur BDM-Führerin, verweigert der junge Offizier die Dienste einer Hure im Bordell. In den imaginären Beziehungen des Offiziers zu Mädchen und Frauen versagt soldatische Kampfkraft und es entstehen weder Zärtlichkeit noch sexuelles Begehrten. Kämpfe erzeugen Leid und Selbst-Erhöhung. In seiner Heldenverehrung folgt der Hitlerjunge und wohl auch noch der junge Wehrmachts-Offizier der todesverliebten NS-Kultur.

33 Vgl. Franziska Rein, Lebensgeschichte intersektional. Empirische Betrachtungen zur subjektiven Sinnbildung. In: Intersektionalität. Perspektiven aus Geschichtswissenschaften und Geschichtsdidaktik, herausgegeben von Heike Krösche, Levke Harders, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 35 (2024) 3, 20–40.

34 Vgl. Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1990/1, 75ff., hier 77.

